

Die Himmelstür

In der alten Stadt am Lippefluss herrschte noch sonntäglicher Friede. Schon lag das Aroma gereifter Früchte und die Ahnung vom nahendem Herbst in der klaren Morgenluft. Diese mit Erwartung geladene Stille wurde nur dann und wann vom Gurren einer Ringeltaube, vom erregt sirrenden Geschrei der über den Dächern und Gärten auf und ab jagenden Mauersegler unterbrochen, oder vom heiteren "Jak Jak" der Dohlschwärme, die den mächtigen Zwiebelturm von Sankt Marien umkreisten, aufgescheucht vom einsetzenden Geläute der Glocken.

Dass an diesem 13. August zur selben Zeit rund 400 km weiter östlich, eine Mauer errichtet wird, die Europa und seine Menschen für Jahrzehnte teilen und trennen wird - ein gewaltiger, furchtbarer Damm im Strome des frei fließenden und menschenverbindenden Schicksals - davon ahnen und wissen zu dieser Stunde nur wenige - schon gar nicht der kleine vierjährige Junge, der gerade das breite Fenster des elterlichen Schlafzimmers geöffnet hat, um, angezogen durch die Glockentöne, ins Freie des Dachgartens hinauszuklettern.

Von dort lässt er seinen verträumten Blick über Gärten, Dächer, Schornsteine, winkliges Fachwerk und die mächtigen Baumkronen einer Parksanlage hinweg zum Kirchturm schweifen, und lauscht versunken den Tönen des singenden Turms.

Wie oft hat er beim Abendläuten oben am Dachbodenfenster heimlich gestanden, von wo aus der Zwiebelturm besonders gut zu sehen ist. Etwas wie ein Fernweh nach Glück erfüllt ihn da - und das Gefühl, geborgen und zugehörig zu sein - zugehörig nicht nur dem verwinkelten, alten Haus, in dem er gemeinsam mit seinen Geschwistern, seinen Eltern und Großeltern aufwächst, sondern geborgen auch in dem jahrhundertealten Glockenklang mit dem ihm eigenen Rhythmus in den an- und abschwellenden Wellen von Dur und Moll. Die alten Meister, die diese Glocken vor mehr als fünfhundert Jahren gossen, wussten wohl genau um die Geheimnisse der sich überlagernden Obertöne und Stimmungen, und sie vermochten in das Werden und Vergehen dieser Glockenklänge die Erinnerung an unser eigenes Werden und Vergehen hineinzugießen ...

Das spürt auch der kleine Junge in diesen heimlichen Momenten, die er so sehr liebt, dass er am liebsten die Zeit anhalten würde: nicht größer, nicht älter werden müssen, und doch zu fühlen: Dieser mächtige Glockenklang, diese weithin rufende, alles durchdringende Musik,

dieses schwingende, große Ja zum Leben, Werden und Vergehen – das lässt sich nicht festhalten, genauso wenig wie das Größer- und Älterwerden. Immer ist es nach einiger Zeit wieder verklungen. Doch in jedem Anfang liegt schon das Ende inbegriffen, auch wenn die Vergänglichkeit des eben Begonnenen manchmal soweit entfernt scheint, dass seine Endlichkeit unvorstellbar scheint. Wir wollen oder können es nicht wahrhaben...

Warum muss das Schöne immer wieder aufhören? Und wer und was macht, dass es doch auch - verwandelt - immer wiederkehrt? Wohin entschwinden die Töne, wenn sie verklungen? In diesem fragenden Gefühl liegt ein Geheimnis, und dieses Geheimnisvolle lockt das Kind wie ein Lockruf des Lebens selbst.

In diesem Augenblick beginnt es wieder. Ein Schwarm Tauben stiebt silberhell auf zum Himmel, zieht einen weiten Bogen durchs Blau. Die große Betglocke hat ihr dunkles Lied angestimmt, ruft mit mächtigen Schlägen zum Beginn des Gottesdienstes. Der Kleine richtet sich auf, um besser zu sehen, wo die Quelle dieses Schönen ist, woher es kommt und wohin es geht. Kaum hat die erste anstimmende Glocke ihren Rhythmus gefunden, setzen nach und nach die anderen Glocken ein. Ihm ist, als höre er darin Stimmen. Der Himmel scheint von Gesang ganz angefüllt.

Die Klänge schwellen an und ab, kommen und gehen, Schönheit entsteht und vergeht. Was und wo ist das, was diesen Klang entstehen lässt? Wo sind die Töne hingegangen, wenn sie verklungen sind? Werden sie wieder im Turm eingesammelt und verschlossen bis zum nächsten Male? Oder ziehen sie hoch hinauf in den Himmel, hoch und immer höher – so wie ein Luftballon, der nach dem Loslassen aufsteigt und steigt und steigt, bis er, von Winden erfasst, den Blicken ganz und gar entzogen ist? Der Bub kneift die Augen etwas zusammen, drückt die Hände auf die Augen, denn dann kann er genau das sehen, was er sehen *will* – Farben, Muster, Dinge, Gesichter ... sein Augenspiel, abends vorm Einschlafen in der Höhle unter der Bettdecke, wie eine Zauberei. Doch stärker als die Bilder ist in diesem Augenblick der Glockenklang, ihr Lebenslied.

Etwas Unerlaubtes steigt in dem Kleinen auf, lässt sein Herz schneller schlagen: Ein eigener Weg, ohne Erlaubnis, ganz allein. Der Turm, seine riesige Höhe ist gefährlich, nichts, was ein Kind alleine und ohne Zustimmung der Eltern betreten dürfte, das fühlt er schon. Doch der

Weg zu St. Marien ist ihm sehr vertraut: an der Schmiede vorbei, durch den Park und die schmale Helle Halle, und schon läuft man unfehlbar direkt auf den Kirchturm zu ...

Das große, grüne Tor von Asshauers alter Schmiede ist verschlossen, kein Hammerschlag erklingt, kein Pferd wiehert aus dem Innern auf, kein Geruch verbrannten Hornes dringt an diesem Sonntag auf die Straße. Die Tauben auf dem Rasen Parks neben der Schmiede scheinen dem heimlichen Ausreißer freundlich zuzunicken. Vorbei geht es am noch verschlossenen Kiosk von Kussmann an der Ecke Poststraße - Helle Halle, an deren Ende von hoch oben wie aus dunklen Augenhöhlen die Fensteröffnungen unter der kühn geschwungenen Kirchturmhaube auf das Kind hinunterblicken. Letzte Kirchgänger eilen auf das Portal zu, während das Geläute ausklingt. Niemand scheint sich über den kleinen Jungen zu wundern ...

Einzelne, lang gezogene Töne verschweben in der feierlichen Stille der Halle. Ernst und streng ragen Rücken und Hinterköpfe aus den Bänken auf. Vereinzelt Kirchgänger stehen noch gesengten Kopfes in ein kurzes Gebet versunken da.

Da! Auf einmal brummt etwas tief auf, wie von einem großen Tier, und es scheint von überall her zu kommen. Der Kleine erschrickt, wendet sich um, bemerkt dann, dass diese Brummtöne von irgendwo oben herkommen. Und dort, hoch, hoch über ihm auf der hölzernen Empore, erblickt er den Hinterkopf und die Schultern eines Menschen. Da will er rauf, aber da ist eine Schwelle, über der etwas Verbotenes zu schweben scheint. Doch die Neugier siegt - nichts will er doch lieber, als dort hinauf.

Leise knarren die Stufen der Erkenntnis in der kurzen Atempause zwischen dem Präludium und der folgenden Fuge. Zögerlich, als wolle er sich verstecken und sein Vorhaben verheimlichen, und doch unwiderstehlich angezogen, verharrt das Kind auf der obersten Stufe. Die Frau scheint auf langen Stäben, halb sitzend, mit den Fußspitzen herumzulaufen. Ihre Finger huschen über die Zähne des Tieres. Aber das Tier brüllt nicht, sondern es stößt eher selige Seufzer aus, oder wirft sonnendurchflutete Wellen an einen Strand, wo sie glitzernd und perlend auf goldenem Sande ausrollen.

Den Strand, das Meer, die Wellen – all das hatte er erst vor kurzem auf der Ferieninsel erlebt. Immer hatte er dort dasselbe Spiel gespielt: Herausfordernd und zielstrebig auf die anrollenden Wellen zulaufen, um dann eiligst davonzurennen, sobald ihm die Brandung zu nahe kam. Auch vor den heranbrandenden Orgelklängen möchte er jetzt erschreckt kehrt machen. Zu groß, zu mächtig, ja fast bedrohlich ist das, und doch zugleich von wunderbarer, anziehender Schönheit. Auch fühlt er, dass die Organistin bei ihrer konzentrierten Arbeit nicht gestört werden darf. Die Haltung ihres Kopfes mit der strengen Adlernase, ihr bohrender Blick – all das macht sie unnahbar und umgibt sie mit etwas Fremdem und zugleich Anziehendem. Sie scheint woanders zu sein, obwohl sie ja sichtbar darsitzt - irgendwie nicht da, jedenfalls nicht für *ihn* da.

Doch plötzlich wendet sie ihm ihren Kopf zu - Brille, markante Adlernase, vorgeschobener Unterkiefer. Sie hat ihn erblickt, aber hat sie ihn auch gesehen? Während ihre Finger über die Manuale eilen erfasst sie wohl, dass das lauschende Kind in diesem Augenblick genauso notwendig dort auf der Empore seinen Platz hat, wie die Akkorde innerhalb der Fuge, welche sie greift und wieder loslässt: *“So musst du sein, du kannst dir nicht entfliehn...”*.

Das Stück hat sie wohl schon etliche Male gespielt, aber dieses kindliche Antlitz, der weiche Blick darin, den sie beim wiederholten Hinschauen empfängt, fügt für sie in diesem Moment etwas ganz Neues zu dem ihr vertrauten Bach hinzu, lässt sie die Musik mit den Ohren und Augen des Kindes wie etwas bis dahin Unerhörtes vernehmen. Wie ein blitzartiger Ruck geht etwas in diesem Moment aus der Musik kommend durch sie hindurch, eine mächtige Welle einer tiefen, wehmütigen Bejahung, während ihre Augen sich mit Tränen füllen.

Sie nickt dem Kinde zu, ein Lächeln umspielt dabei ihre schmalen, strengen Lippen. Oder waren das nur die unwillkürlichen Kopfbewegungen, die sich leicht und unbewusst beim Spiel der Hände auf der Tastatur im Mitschwingen mit der Musik unwillkürlich einstellen?

Der Kleine fühlt sich jedenfalls dadurch ermutigt. Er geht auf den Spieltisch zu, doch dabei entdeckt er an der Seite neben dem Orgelgehäuse etwas Aufregendes: eine Tür. Was mag hinter dieser geheimnisvollen Tür sein? Wohin führt sie? Nach oben? Zu den Glockentönen? Vielleicht in den Himmel, dorthin, von wo die Töne kommen und wieder hinschweben und verschwinden? Er zögert, dann stellt er sich auf die Zehenspitzen, ergreift entschlossen mit beiden Händen die Klinke und zieht sie hinunter ...

Der Schlussakkord verhallt in den Gewölben. *“Na, kleiner Mann, wo willst du denn hin?”* flüstert die Organistin in die hallenden Worte der Begrüßungsliturgie des Pastors. Stumm schaut der Bub die freundliche Fragerin mit großen Augen an, die Hände noch immer an der Klinke der Himmelstür, die sich jedoch nicht öffnen lässt.

“Nein, da kannst du nicht alleine rauf,” sagt sie. schüttelt den Kopf. *“Wo hast du denn deine Mama und deinen Papa gelassen?”*

Während der Predigt läutet zwei Querstraßen entfernt ein Telefon. Eine junge Mutter nimmt den Hörer ab. Die Stimme des Küsters Bökenkamp meldet sich freundlich. Ob sie nicht jemanden vermisse? Die Angerufene stutzt, fällt aus allen Wolken, als der Küster ihr erzählt, dass ihr *“Zweiter”* oben beim Fräulein Mülker auf der Orgelempore sei. Eigentlich wäre er dort sehr gut aufgehoben, kein Grund zur Sorge. Ganz ruhig und artig sei er, sitze neben Fräulein Mülker auf der Orgelbank und sähe ihr sehr interessiert zu ...

Als Küster Bökenkamp und Fräulein Mülker nach dem Gottesdienst den verlorenen Sohn seiner Mutter übergeben, erfährt sie, dass der Kleine partout die Turm- und Gewölbetür neben der Orgel habe öffnen wollen, und erst dann davon abgelassen, als sie ihm versprochen habe, nach dem Gottesdienst aufzuschließen, was denn auch mit Unterstützung von Küster Bökenkamp geschah. Durch einen dunklen, schmalen Gang ging es hinauf, über ausgetretene Steinstufen und schließlich über hölzerne Leitern und Galerien hoch und immer höher - und auf einmal waren sie da, wie riesenhafte, erzene, noch leise nachsummende Ungeheuer hingen sie da, sieben an der Zahl, und eine größer als die andere. Sie schienen zu schlafen. Und es war gut, an der Hand des Küsters sicher zu ankern ...